

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 60 (1966)
Heft: 12

Artikel: De Gaulle, wie ihn ein aufrechter Bürger Tahitis sieht
Autor: Teariki, John
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeiter an der Drehbank. Für diese Fabrik bedeutete die Kulturrevolution ständige kritische Diskussion wie auch Prüfung der Arbeit und der Haltung der Arbeitenden. Sie beschränkt sich nicht auf die Leute in Fabrik und Schule, sondern schließt die führenden Persönlichkeiten der Kommunistischen Partei ein.

Atmosphäre der Begeisterung

Die Gebäude sind alles andere als großartig, aber sie sind luftig und geräumig. Einige werden von der Fabrik, andere von der Schule und noch andere von den Wohnquartieren der Arbeiter und Studenten beansprucht. Die Roten Garden hatten die Räume neu geschmückt. Sie selbst hatten Schriftrollen von blaßblauem Papier gemacht, das wie Seide aussah. Auf diesen hatten sie in der schönsten Handschrift einige Aussprüche von Mao Tse-tung geschrieben. Die Schrift war mit höchster Sorgfalt und im besten Geschmack ausgeführt.

Wie in ganz Peking strahlten die Arbeiter. Sie nahmen an der Diskussion teil. Es war ihnen daran gelegen, uns klarzumachen, was vor sich ging.

Ein junger Arbeiter hatte eine importierte Maschine, von der ein Teil fehlte, abgeändert. Nachher baute er von sich aus eine ganz neue und andersartige Maschine. Es war erfreulich, seiner Schilderung zuzuhören. Es war nicht bloß, daß er ein Modell nachmachte, sondern er baute wirklich eine neue Maschine, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, die grundlegenden Gesetze, die zur Anwendung kamen, aus eigener Erfahrung herauszufinden.

Während wir begeistert zuhörten, kamen alte und junge Arbeiter ruhig herbei, um an des jungen Mannes Triumph teilzuhaben.

Aus «*Peace and Freedom*» (November 1966),
der Monatsschrift der australischen Sektion der IFFF

De Gaulle, wie ihn ein aufrechter Bürger Tahitis sieht

Am 7. September besuchte de Gaulle Tahiti, in Französisch-Polynesien, um auf einer der benachbarten Inseln der Explosion eines nuklearen Sprengkörpers beiwohnen zu können. Von den Reden, die bei der Gelegenheit gehalten wurden, verdient diejenige des polynesischen Deputierten *John Teariki*, ihrer offen Sprache wegen, unsere Aufmerksamkeit. Wir geben ihre Hauptargumente wieder. Sie zeigen die Kolonialherrschaft, die Frankreich, unter dem Deckmantel der Demokratie, dort immer noch ausübt. Die Rede durfte nicht vollständig gehalten werden, da de Gaulle mitten drin ungnädig abwinkte!

Herr Präsident!

Vor zehn Jahren hatte Tahiti die große Ehre Ihres ersten Besuches. Sie waren damals nur ein einfacher Bürger, doch für viele unserer Landsleute waren Sie einer der größten Franzosen. Für uns Polynesier waren Sie nicht nur der berühmte Chef des «Freien Frankreich», aber vor allem der Mann, der in Brazzaville als erster von Gleichheit und Freiheit gesprochen hatte, vom

politischen Aufstieg und der Selbstbestimmung der von Frankreich kolonisierten Völker. Wir haben Sie drum damals als unseren besten Freund empfangen.

Heute erscheinen Sie wieder bei uns – diesmal als Präsident der Republik, um der Explosion der stärksten Atombombe beizuwohnen, die Frankreich je konstruiert hatte.

Damit ist angedeutet, wie sehr Ihr zweiter Besuch in Französisch-Polynesien in Ziel und Ablauf wie auch in den Gefühlen, die er bei uns erweckt, vom ersten absticht. Sie werden zwar mit allen Ehren, die Ihrer Stellung gebühren, empfangen und hören sich unter anderem manche Erklärungen an über unverbrüchliche Treue, Ihnen und Frankreich gegenüber.

Ich glaube aber, daß Sie sich über solche mehr oder weniger spontane Bekundungen keine Illusionen machen. Sie sind ja auch zu gut im Bild über die politische Lage unseres Territoriums, als daß Ihnen ein Empfang durch einen Stadtrat, dessen betrügerische Wahl soeben vom Ministerium annulliert wurde, Eindruck machen könnte. Immerhin wäre es zu bedauern, wenn Sie die Verhältnisse hier nur durch Ihre Informatoren kennenlernten, ich bin darum froh, daß ich Gelegenheit habe, Sie auf die Hauptpunkte unseres Konfliktes mit Frankreich aufmerksam zu machen.

Das schlimme Malaise, das bei uns herrscht, geht auf die französische Politik zurück, die sich immer schwerere Angriffe auf unsere bürgerlichen Freiheiten erlaubt und mit ihrem militärischen Kolonialismus unsere Zukunft bedroht. Es ist klar ersichtlich, daß diese Politik mit dem einzigen Ziel in die Wege geleitet wurde, Ihrer Regierung die ungehinderte Verfügung über unser Territorium als Testgelände für Nuklearwaffen zu sichern. Unsere Zukunft wird also in jeder Hinsicht den Erfordernissen Ihres Nuklearprogrammes untergeordnet.

Sie wissen so gut wie ich, daß unsere Prosperität nur dem Schein nach besteht, daß sogar zunehmende Budgetschwierigkeiten bestehen, die von Ihrer Regierung dazu benützt werden, unsere Territorialverwaltung in den Griff zu bekommen und uns unserer letzten Freiheiten zu berauben. Es ist tatsächlich alles dafür vorbereitet, uns zum «département d'outremer» zu machen. Sie besitzen eine Mehrheit in unserer Kammer und nächstes Jahr finden hier Neuwahlen statt. Ich möchte Sie doch davor warnen, zu weit zu gehen und das Vertrauen unseres Volkes für immer zu vertun.

Wir haben nicht vergessen, daß Sie angesichts der Manifestationen in Djibouti das Recht der Somalis auf Selbstbestimmung und Unabhängigkeit anerkannten. Braucht es Tote, muß Blut fließen, bevor *wir* unsere Rechte geltend machen können? Die große Mehrheit von uns Polynesiern wünscht nicht eine Trennung von Frankreich, wohl aber eine Normalisierung unserer Beziehungen durch eine Neufassung unseres Statuts auf Grund der Bestimmungen der UNO, die in Artikel 73 die Metropole ausdrücklich verpflichten, unseren lokalen Interessen den Vorrang zu geben.

Was uns außer der willkürlichen Verbannung unseres Abgeordneten Pouvanaa a Copa am schwersten verletzt, ist die Tatsache, daß Sie uns Ihr Testzentrum für Nuklearversuche aufzwingen, ohne uns je um unsere Zu-

stimmung gefragt zu haben. Und doch wird dadurch unsere Gesundheit und das Wohlergehen unserer Nachkommen aufs Schwerste gefährdet.

Entgegen Ihren Versicherungen vollkommener Unschädlichkeit Ihrer Nuklearversuche, stellen die Berichte des wissenschaftlichen Ausschusses der UNO fest,

daß auch die kleinste Strahlendosis dem Menschen und seinen Nachkommen schaden kann, daß darum jede Vermehrung der Radioaktivität unserer Umgebung zu vermeiden ist, daß es schließlich gar keinen Schutz gibt gegen die schädlichen Wirkungen radioaktiver Verseuchung durch den fall-out der Atom- und Wasserstoffbomben. Alle Rapporte der UNO fordern dringend ein Ende aller Nuklearversuche.

Nun bilde ich mir nicht ein, daß meine Worte Sie veranlassen werden, auf die Explosion Ihrer famosen Bombe zu verzichten. Keine Regierung hat je ehrlich eingestanden oder auch nur zynisch offen zugegeben, daß ihre Bombentests gefährlich sein könnten. Keine Regierung hat je gezögert, andere Völker, vorzugsweise kleine und wehrlose Leute, das Risiko ihrer gefährlichsten Versuche tragen zu lassen.

Die Amerikaner reservieren ihren schlimmsten fall-out für die Marshallinseln,

die Russen für kleine Volksstämme im hohen Norden,

Ihr Franzosen habt zuerst Afrikaner und jetzt uns damit bedacht.

Aber wir können unsere bittere Enttäuschung und Trauer nicht verhehlen, wenn wir sehen, wie Frankreich, die Bastion der Menschenrechte und Heimat *Pasteurs*, sich durch ein solches Unternehmen entehrt und sich den «Atomgangstern», wie sie *Jean Rostand* nannte, zugesellt hat.

Wir bedauern es um so mehr, als Sie in Phnom-Penh eine sehr schöne Rede gehalten haben, eine Rede, die Ihrer großen Epoche von London und Brazzaville würdig war. Sie haben dort ein unglückliches kleines Volk verteidigt, das unter den Bomben und Geschossen all seiner «Befreier» zerschmettert wird. Nachdem Sie die amerikanische Intervention scharf verurteilt hatten, beschworen Sie die USA-Regierung ihres Rufes als Verteidigerin der Freiheit eingedenk zu sein, und durch den Verzicht, ihre Politik dem unglücklichen Vietnam aufzuzwingen, Amerikas wahre Größe zurückzugewinnen.

Wenn ich mit den 250 000 Kambodschanern Ihre mutigen Worte beklatsche, muß ich gleich wieder daran denken, was Sie bei uns gemacht haben und was die Amerikaner etwa auf Ihren Appell antworten könnten.

Nun ist es aber eher an mir, Ihnen zu antworten, und so richte ich denn die demütige Bitte an Sie:

Möchten Sie, geehrter Herr Präsident, die ausgezeichneten Grundsätze, die Sie in Phnom-Penh unsern amerikanischen Freunden empfohlen haben, auf Französisch-Polynesien anwenden und Ihre Truppen wieder einschiffen – samt Ihren Bomben und Flugzeugen.

Dann könnten künftige Generationen von Polynesiern Ihnen keine Vorwürfe machen, wenn mißgestaltete Kinder zur Welt kommen.

Dann wäre die Freundschaft der südasiatischen Völker nicht länger durch atomare Wolken verdunkelt.

Damit gäben Sie der Welt ein Frankreichs würdiges Beispiel; zum erstenmal hätte damit eine große Nation, furchtlos und ohne dazu gezwungen zu sein, den satanischen Wall des Mißtrauens durchbrochen, indem sie von sich aus auf die tödliche Verwendung des Atoms verzichtete, ihr Vertrauen auf die Vernunft und die Zukunft des Menschengeschlechtes proklamierte und die Völker der Erde aufforderte, Mitkämpfer für die Befreiung der Welt zu werden.

Dann wäre Polynesien, wie ein Mann, stolz und glücklich französisch zu sein – wie in den ersten Tagen des «Freien Frankreich». Und dann könnten wir alle hier wieder Ihre echten und treuen Freunde werden.

John Teariki

Von der Vergänglichkeit großer Reiche

Das Reich der Khmer (heute Kambodscha) umfaßte im 12. Jahrhundert das heutige Süd- und Zentralvietnam, den Süden von Laos, das Zentrum von Thailand und Südburma. Die Kultur dieses Reiches erreichte damals ihre höchste Blüte und hielt sich etwa 300 Jahre, bevor sie unter den Angriffen der aus China südwärts emigrierenden Vietnamesen und Thais zusammenbrach. 1431 zogen sich die Khmer in das heutige Kambodscha zurück und überließen ihre glänzende Hauptstadt Angkor dem Dschungel.

Die Leute von Kambodscha sind noch heute ihrer großen Geschichte sehr bewußt. Sie glauben den «Geist des Großen Angkor» neu zu verkörpern. Doch hat sie das Bewußtsein ihrer einstigen Größe nicht zu einem großen Nationalismus verführt, sondern ihnen einem nationalen Machtstreben gegenüber eher eine gewisse Reserve nahegelegt. Sehr gut kommt dies in einer Meditation *Prinz Sihanouks*, ihres Staatshauptes, zum Ausdruck. Er ließ sich vor einiger Zeit über die Lehren der Geschichte wie folgt vernehmen:

«Ein paar Meilen von hier sind Tempel zu finden, die zu ihrer Zeit die am herrlichsten geschmückten, die mächtigsten an Größe und Umfang wohl der ganzen zivilisierten Welt waren. Unsere Könige und unser Volk bauten sie vor etwa acht Jahrhunderten, als sie auf der Höhe ihrer Macht und ihres Glanzes waren und sich die stolze Mission zgedacht hatten, ihre höhere Form von Zivilisation den übrigen Ländern Südostasiens aufzuerlegen.

Doch auf Angkor folgten Niedergang und Einbruch fremder Völker mit ihren schweren Leiden und Demütigungen.

Ich habe schon oft Anlaß genommen, die Westmächte darauf hinzuweisen, daß Kambodscha selbst eine imperialistische Macht war, bevor es dem imperialistischen Ehrgeiz anderer Nationen zum Opfer fiel. Unsere Erfahrungen haben uns gelehrt, daß die Götter nie verfehlen, jene Mächtigen, die sie für eine Zeit mit ihren Gaben überschüttet haben, schweren Prüfungen und Drangsal zu unterwerfen. Unser Land, das sich vor etwa zehn